

Kommentar

Ohne EU-Rahmenabkommen fehlt Morphin

Engpässe bei Medikamenten nehmen zu – und werden bleiben. Lösen lässt sich das Problem für die Schweiz nur mithilfe Europas.

Bei Medikamenten, deren Wirkstoff aus Asien oder den USA kommt, breiten sich die Lieferprobleme aus. Das Schmerzmittel Morphin ist so knapp geworden, dass seit dieser Woche die Packungen aufgeteilt werden dürfen – für die Arzneimittelsicherheit ist das ein Tabubruch.

Was allen klar sein muss: Die Lieferprobleme bei wichtigen Basismedikamenten werden nicht vorbegehen. Sie sind notorisch und setzen sich

weiter fest. Um das Problem an der Wurzel zu packen, muss ein Teil der Wirkstoffproduktion nach Europa zurückgeholt werden. Nur so können die Lieferketten sichergestellt werden. Nebenbei ist damit auch eine umweltfreundlichere Produktion garantiert.

Für das Fieber- und Schmerzmittel Dafalgan wird künftig ein Teil des Wirkstoffs Paracetamol in Frankreich produziert. Dafür gibt Frankreich Subventionen – und die Schweiz profi-

Ein Alleingang bei der Produktion ist auch für das Pharmland Schweiz unmöglich.

tiert. Denn sie wird mit Dafalgan aus Frankreich beliefert.

Wie aus Bundesbehörden zu hören ist, erwägt die Schweiz die Mitfinanzierung oder die Eigenproduktion von Medikamenten. So wie Frankreich. Oder auch Österreich, das die Antibiotikaherstellung von Sandoz in Tirol mit 50 Millionen Euro gefördert hat.

Als kleiner Staat ist ein Alleingang bei der Medikamentenproduktion auch für das Phar-

maland Schweiz unmöglich. Sie wird immer auf Lieferungen aus dem europäischen Ausland angewiesen sein.

Bei den zuständigen Bundesämtern heisst es dazu diplomatisch: «Eine engere Zusammenarbeit mit der EU wäre wünschenswert, ist aber aufgrund der politischen Situation aktuell nicht einfach.» Das Unwort EU-Rahmenabkommen vermeiden sie zwar, doch nichts anderes ist gemeint: Die Schweiz ist von der EU abhän-

gig, und verlässliche Staatsverträge müssen her, damit sie auch im Krisenfall zuverlässig mit Medikamenten beliefert wird.

Um das Abkommen kommt die Schweiz nicht herum, wenn sie genügend Morphin haben will.



Isabel Strassheim

Gastbeitrag

Ein bitterer Aspekt der Bankenrettung

Die Fusion von UBS und CS beschert der Schweiz ein Kernwaffenproblem.

Christophe Germann

Credit Suisse und UBS sind gemäss dem neusten Bericht von PAX und der Friedensnobelpreisträgerin International Campaign to Abolish Nuclear Weapons (Ican) «Risky Returns: Nuclear Weapon Producers and Their Financiers» die einzigen Schweizer Geldinstitute, die noch beträchtliche Finanzdienstleistungen für das Kernwaffenwettren liefern. Diese NGOs schätzen die Investitionen beider Banken in Unternehmen, die nukleare Massenvernichtungsbomben produzieren, auf über 5 Milliarden Dollar.

Die Schweiz hat den Vertrag über die Nichtverbreitung von Kernwaffen (Non-Proliferation Treaty, NPT) ratifiziert. Die kürzlich fusionierten Banken UBS und CS tragen massiv zur Verletzung dieses internationalen Abkommens bei, wobei nun die Eidgenossenschaft direkt völkerrechtlich haftet, indem sie die Fusion befohlen hat und potenziell subventioniert. Weil immense Summen an staatlicher Beihilfe die Bankenschmelze beflügelt haben, ist die Regierung jetzt gut beraten, die Übernahme der CS durch die UBS mit der Auflage zu verbinden, sofort jegliche finanzielle Dienstleistungen an Unternehmen zu unterlassen, die nukleare Massenvernichtungsmittel produzieren. Es geht um Schweizer Glaubwürdigkeit – Credit Suisse wortwörtlich.

«Fascht üsser Atu heintsch alli glosut, was ds Tunisch Ettro da verzellt; und ds Tschifru-Muri het nim' gitosut, und d' Mühema Sänza fahtschwär a churru, säbscht d' Luwisa äschubleichi chunt; wils z' glicher Zit vam Chilchuturru grad zwelfi schlacht, di Geischerstund!»

Die Ukraine ist unmittelbar betroffen: Nach Erlangen seiner Unabhängigkeit hat dieses Land freiwillig sein Kernwaffenarsenal vollständig aufgelöst. Heute befindet sich die Ukraine in einer Falle, wo es um das Überleben dieser Nation geht: Als Opfer eines Aggressionskriegs durch die Nuklearmacht Russland muss die Ukraine eine Apokalypse durch Putins Kernwaffen befürchten.

Der Rat schreitet zur Abstimmung. 164 Stimmen für Philipp Matthias Bregy und seinen toten Dichter, 20 Stimmen für Lukas Reimann. Reimann muss also auch künftig Hochdeutsch sprechen. So ne arme Schnäggl

voraussichtlich den Betrag von 109 Milliarden Franken, was ein Viertel der Kosten eines Wiederaufbaus der Ukraine ausmacht, welche die Weltbank zurzeit auf 411 Milliarden Dollar schätzt. Dieses Geld wird voraussichtlich verpulvert, nachdem die Nationalbank im letzten Jahr einen Verlust von 134 Milliarden Franken hat verbuchen müssen. Eine volkswirtschaftliche Apokalypse ist zu befürchten: Beim nächsten Börsen-Windstoss wird das Kartenhaus zusammenfallen. Allzu grosse Bank, um unterzugehen, allzu kleiner Staat, um zu überleben.

Unser Land muss sich krasse Doppelmoral vorwerfen lassen.

Im Vergleich zu diesem relativ harmlosen Szenario riskiert die Ukraine hingegen einen Weltuntergang im leibhaftigen Sinne, der heute nicht bloss volkswirtschaftlich durch selbst verursachte Misswirtschaft jederzeit erfolgen kann. Es geht um schiere Überleben dieser Nation. Die Schweizer Neutralität ist im Lichte dieser Realität neu zu definieren – wer Zeuge wird von Vergewaltigung und Meuchelmord am helllichten Tag und auf offener Strasse, kann nicht einfach gegenüber Opfer und Täter «neutral» wegschauen. Dasselbe gilt für schlimmste Verletzungen des Völkerstrafrechts: Unser Land muss sich krasse Doppelmoral vorwerfen lassen, wenn es die Lieferung von konventionellen Waffen zur Verteidigung der Ukraine gegen das kriminelle Putin-Regime verweigert und gleichzeitig amorali schen Ultralaxismus bei der Finanzierung von nuklearen Massenvernichtungsmitteln betreibt.

Der Schweizerhaufen CS kostet die Schweizer Öffentlichkeit

Christophe Germann ist Dozent für Völkerrecht in Genf.

Er kann nicht anders

Süchtig nach Arbeit Sein Beruf bedeutet ihm die Welt. Bis ihm Arbeitssucht attestiert wird. Philipp Meier ist nicht allein mit dieser Diagnose, doch das Problem bleibt häufig unbemerkt.

Nina Fargahi

Am 5. März 2019 stand Philipp Meier (Name geändert) auf dem Parkplatz und wollte abends nach Hause fahren. Plötzlich wusste er nicht mehr, wo er war. Seine Brust zog sich zusammen. «Ich dachte, ich hätte einen Herzinfarkt.» Die Ärzte zogen ihn sofort aus dem Verkehr.

Philipp Meier ist seit fünf Jahren Produktionsleiter in einem grossen Technologiebetrieb. Und er ist arbeitssüchtig. Der 56-jährige kommt um 6.30 Uhr ins Büro. Exakt um 6.30 Uhr. Er hat sogar seine Blancpain-Uhr drei Minuten vorgestellt, damit er trotz allfälliger Verspätung immer pünktlich ist. Sein Alltag ist nämlich minutiös geplant. Er selbst nennt es «durchgetaktet». Über hundert Personen arbeiten unter ihm: Fachleute aus der Montage, Produktionsplanung, Qualitätsmanagement, Ingenieure. «Ein sehr ehrlicher Schlag von Menschen», erzählt er. Um 6.45 Uhr hat er das erste Meeting, dann «schalte ich mich von einer Onlinesitzung zur nächsten». So gehe das bis am Abend, manchmal bis 17 Uhr, meistens aber bis 18 Uhr oder noch länger. Mittagspause macht er selten, und wenn, dann nur dreissig Minuten. «Wissen Sie, was das Verrückteste dabei ist?», fragt er. «Mein Chef arbeitet noch mehr als ich.» Er sei morgens vor ihm da und verlasse das Büro meistens später als er. «Ich habe ständig das Gefühl, zu wenig zu machen.»

Sie haben Mühe mit unstrukturierter Zeit

Ist jemand, der gern viel arbeitet und Überstunden anhäuft, schon ein Workaholic? Diese Diagnose gilt hierzulande vor allem als Verhaltensstörung und nicht als psychische Erkrankung. Der Grund ist, dass Arbeitssucht derzeit nicht im international gültigen Klassifikationssystem für psychische Erkrankungen von der Weltgesundheitsorganisation aufgeführt ist.

Eine einheitliche Definition von Arbeitssucht gebe es nicht, dafür aber einige Merkmale, sagt Till Siegrist, Psychotherapeut bei der Schweizerischen Gesundheitsstiftung Radix. Betroffene hätten einen «inneren Druck, viel und hart zu arbeiten». Zudem seien sie «übermässig oft gedanklich mit der Arbeit beschäftigt, auch in der Freizeit». Schwierigkeiten in Beziehungen oder mit dem Schlaf seien weitere Symptome.

Häufig könnten Betroffene mit unstrukturierter Zeit nichts anfangen, sodass auch die Freizeit bestmöglich verplant werden müsse. «Zudem können sie Mühe haben, Aufgaben an andere zu delegieren, weil sie das Gefühl haben, dass sie selbst am besten wissen, wie etwas erledigt werden sollte», so Siegrist. Besonders gefährdet seien auch unsichere Menschen. Denn sie lebten mit dem Gefühl, den Ansprüchen nicht zu genügen und mehr als andere arbeiten zu müssen.

«Arbeitssüchtige messen ihren Selbstwert in erster Linie an der beruflichen Leistung und ihren Erfolgen.» Die ständige Erreichbarkeit durch Mails, Smart-



Nur noch kurz eine Sprachnachricht abhören: Philipp Meier verzichtet meistens auf die Mittagspause. Foto: Silas Zündel

phone und firmeninterne Kommunikationskanäle wie Slack oder Teams könne die Grenzen zwischen Arbeit und Freizeit verschwimmen lassen und dazu führen, dass die Menschen mehr Zeit mit Arbeiten verbringen würden, was das Risiko von Arbeitssucht erhöhen könne.

«Das würde ein Workaholic aber nie zugeben»

Till Siegrist
Psychotherapeut

Philipp Meier erinnert sich gut an den 5. März 2019. Er habe sich gestresst gefühlt, weil er in der Firma Tausende von Excel-Tabellen per Hand habe befüllen müssen. Das Unternehmen hatte in vielen Bereichen die Digitalisierung verschlafen. Er ärgerte sich darüber. Dann sackte er auf dem Parkplatz zusammen.

«Es war allerdings kein Herzinfarkt, wie er anfänglich vermutet hatte. Elektrodiagramme zeigten eine eingeschränkte Regenerationsfähigkeit. Das heisst,

«Arbeitssüchtige messen ihren Selbstwert in erster Linie an der beruflichen Leistung und ihren Erfolgen.»

er konnte sich vom Stress nicht richtig erholen. Nach weiteren Untersuchungen und langen Gesprächen attestierte ihm der Arzt eine Arbeitssucht. Meier bekam einen Coach, fing eine Therapie an und nahm eine Auszeit von ein paar Wochen.

Schon bald war er wieder zurück am Arbeitsplatz, sollte aber sein Pensum auf neun Stunden pro Tag reduzieren. So jedenfalls die Vorschrift des Arztes. Meier sagt aber: «Ich kann es nicht lassen, meistens sind es doch elf oder mehr Stunden.» Gemäss Meier werden Arbeitssüchtige irgendwann weniger effizient.

Dann würden sie versuchen, die Unproduktivität mit längeren Arbeitszeiten zu kompensieren. «Das würde ein Workaholic aber nie zugeben.»

Wie viele Menschen hierzulande von Arbeitssucht betroffen sind, ist unklar. Die Dunkelziffer dürfte hoch sein, weil das an-

fängliche Verleugnen zum Wesen jeder Sucht gehört. So sieht es jedenfalls Psychotherapeut Siegrist: «Oft ist es das Umfeld, das zuerst merkt, dass etwas nicht mehr stimmt.» So seien die Betroffenen zum Anfang der Therapie oft fremdmotiviert, weil sie selbst kein Problem darin sähen, dass sie so viel arbeiteten. «Es ist anzunehmen, dass die meisten Personen in der Schweiz, die an einer Arbeitssucht leiden, unbehandelt bleiben.» Das habe auch damit zu tun, dass übermässiges Arbeiten meist mit Anerkennung statt mit Besorgnis wahrgenommen werde.

Der Psychologe unterscheidet Arbeitssucht von einem Burn-out. Ein Workaholic müsse zwanghaft viel arbeiten, habe häufig Schwierigkeiten, sich von seinem Job abzugrenzen und das Leben ausserhalb der Arbeit wirklich zu geniessen. «Burn-out hingegen ist ein Syndrom, das

durch einen chronischen Erschöpfungszustand aufgrund der beruflichen Stressfaktoren gekennzeichnet ist und eine negative Haltung gegenüber der Arbeit umfasst.»

Eine Studie aus Deutschland, an der das Bundesinstitut für Berufsbildung und die Technische Universität Braunschweig beteiligt waren, sorgte kürzlich für Wirbel. Die Untersuchung kam zum Schluss, dass 10 Prozent der Erwerbstätigen suchthaft arbeiten. Die Beschäftigten arbeiten gemäss den Ergebnissen nicht nur sehr lang, schnell und parallel an unterschiedlichen Aufgaben, sie können nur mit schlechtem Gewissen frei nehmen und fühlen sich verpflichtet, auch wenn der Job kaum Freude macht. Viele schaffen es nicht, sich beim Feierabend zu entspannen.

Studienautorin Beatrice Van Berk sagt: «Das Phänomen scheint grösser zu sein, als es bisher gesellschaftlich diskutiert wurde.» Bisher hätten einige gedacht, dass suchthaftes Arbeiten nur bei Managern auftrete und nur wenige Erwerbstätige betroffen seien. «Unsere Zahlen zeigen hingegen sehr gut, dass suchthaftes Arbeiten kein Randphänomen ist, sondern unter allen Erwerbstätigen verbreitet ist.» Als Risikogruppen gelten Menschen in verantwortungsvollen Positionen oder in «helfenden Berufen», wie Lehrerinnen, Pfleger, Ärztinnen. Aber auch Selbstständige, die um ihre Existenz bangen.

Rosen schneiden aktiviert andere Sinne

Meier liest die Studienresultate durch und nickt mit dem Kopf. Ja, loslassen falle ihm schwer. «Ich darf lernen, zu vertrauen, dass jemand eine Aufgabe gut macht, auch wenn er es anders macht als ich.» Er sagt aber auch: «Viele Arbeitssüchtige sind von Ängsten geplagt, auch wenn sie keinen finanziellen Druck haben oder die Vorgesetzten keine Überstunden erwarten.» Angst davor, aus dem System zu fallen oder den eigenen Ansprüchen nicht zu genügen oder den Mitarbeitenden nicht gerecht zu werden. «Ich weiss, wenn der Hund eines Mitarbeiters krank ist – der Job ist für mich mehr als nur ein Job. Ich mag die Menschen, mit denen ich arbeite, und das Unternehmen ist mir wichtig.»

Meier weiss heute, wann er «in den roten Bereich» schlittert. Wenn ihn zum Beispiel gewisse Gedanken nicht loslassen. Oder wenn er Konflikte in seinem Umfeld hat, wenn er nachts erwacht oder wenn er Verspannungen in den Schultern und im Nacken verspürt. Oder wenn er merkt, dass er für Meetings keine Zeit zur Vor- oder Nachbereitung hat. «Dann weiss ich, dass ich kürzertreten muss.»

Dann gehe er in seine Hobbywerkstatt oder schneide Rosen im Garten oder laufe hinter dem Rasenmäher-Roboter her. «Nichts Weltbewegendes, aber es tut gut, die anderen Sinne zu aktivieren.» Einen Tag im Monat reserviert er in seinem Kalender nur für sich. Aber: «Bis jetzt kam immer etwas dazwischen.»